

**Leseprobe**  
aus dem Roman

## **Almas Hut**

von  
**Gerti Brabetz**

Wenn ich an Regine denke, sehe ich ihr Abbild in diesem ovalen Standspiegel vor mir, jenen Moment, als sie sich den voluminösen Hut aufgesetzt hat, den Hut ihrer Großmutter, nach der ich meine Tochter benannt habe. Als Regine ihn aus der ramponierten Hutschachtel hervorgeholt und aufgesetzt hat,



geschah es mit einer gewissen Andacht. Mein amüsiertes Lachen erstarb. Der Hut war keine Schönheit mehr. Einst hatten sich auf Haube und Krempe aus feinstem Yeddastroh eine Wolke malvenfarbenen Tülls, drei dunkelblaue Seidenrosen und der weiße, scheinbar schwerelose Bausch mehrerer Garza-Federn aufgetürmt. Allein die Federn mussten ein Vermögen gekostet haben. Jetzt war das Stroh brüchig, der Tüll längst rissig und grau, nur in den Falten konnte man die ursprüngliche Farbe erahnen, die Rosen waren dunkle Stoffknäuel, manche Kiele der Federn gebrochen, ihr

weicher, wogender Flaum staubig und matt. Dennoch, eine verlorene Welt erwachte. Rot vor Zorn, mit den Füßen aufstampfend und am ganzen mageren Körper zitternd hatte die siebenjährige Regine ertrotzt, dass der Hut bei der Vertreibung aus Karlsbad mitgenommen wurde. Ihre Mutter gab nach, war aber realistisch genug, in der Hutschachtel Strümpfe, Leibchen und Schlüpfer ihrer beiden Kinder auf Almas Hut zu schichten. Die luftige, duftige Komposition von Almas Hut wurde zerknautscht.

Dieses formlose Relikt einer vergangenen Epoche thronte einige Atemzüge lang auf Regines Kopf.

»Das ist Karlsbad«, flüsterte sie und starrte ihr Spiegelbild an. »Das ist Alma, meine Großmutter.« Sie musste sich räuspern.

Mir ist diese Großmutter vertraut, obwohl ich sie nie kennen gelernt habe. Ich weiß viel von ihr, nicht nur, dass sie sich und ihren Mann in Karlsbad umgebracht hat. Während dieser Minuten vor dem Spiegel, mit all dem Wissen über das Schicksal der Familie Weinrich und das der Familie Zeidler, glaubte ich mich aufgenommen in die Strömung dieser beiden Flüsse böhmischer und hessischer Ahnen, und es machte mich stolz. Als ich – hochschwanger – zum

ersten Mal vor dem Hotel Fronhof stand, war ich mir dessen nicht so sicher. Seine drei Fachwerkhäuser, weiß gestrichen und mit dunkel gebeiztem Gebälk, beschatteten im Halbrund einen Hof, vermittelten Wärme, Behaglichkeit und Ruhe. Eine schöne, heile Welt lockte, und ich habe spontan, vielleicht auch aufsässig gedacht: Hier gehören wir hin, ich und das Kind in meinem Bauch! Aber dann habe ich mich doch ganz schnell verbessert: Hier möchte ich hingehören.

Regine war, viele Jahre vor mir, von demselben Wunsch beseelt.

Dieser Wunsch hat sich in mir als Wachtraum, als ein weiteres, starres Bild festgesetzt: Sie steht, ein zwölfjähriges Mädchen, am Fenster ihrer Mansardenwohnung. Es ist Sommer, stickig heiß unter dem Dach. Ihr Kopf und die Schultern sind ein schwarzer Scherenschnitt vor dem bleichen Himmel im kleinen Rechteck des Fensters. Ich sehe ihren schmalen Rücken und ihr kurzes geblühtes Kleid. Ihre braun gebrannten Beine stecken in schneeweißen Socken und in Sandalen, die ihr zu klein sind. Ich kann ihrem Blick nicht folgen, dennoch weiß ich, dass sie mit weit vorgerecktem Hals den Fronhof betrachtet, unten am Ende der abschüssigen Straße. Und hinter Regine hockt ihre Mutter im Sessel, aufgedunsen und mit bösem Echsenblick. Halt dich von den Bauernkindern fern, sagen diese Augen. Du bist was Besseres! In meinem Traumbild fällt kein Wort. Im Halbschlaf wächst in mir der Wunsch, das Mädchen vom Fenster wegzuziehen, es vor diesem Sog zu bewahren, zu retten gar, aber in dieses Bild kann ich nicht eingreifen. Ich erwache.

Diese Vision formte sich aus Regines Bekenntnis, dass sie der Fronhof schon früh magisch angezogen habe. Der hufeisenförmige, heruntergekommene Bauernhof, dessen Fachwerk damals eine graue Schindelimitation aus Blech bedeckt hatte, das emsige Treiben faszinierte sie. Immer gab es irgend etwas zu tun – Schweine füttern, Kühe melken, die vollen Milchkannen an den Straßenrand wuchten, Stall misten, Rüben ziehen, Kartoffeln lesen, Heu wenden. Das Mähen, Dreschen, Ackern, Säen, das Schlachten, Wursten fesselte sie, der laute, kurz angebundene Umgangston seiner Bewohner, auch die Rituale des samstäglichen Hofkehrens, Straßekehrens, das Hochziehen der Ährenkrone, die Teilnahme an der Kirmes, der gewichtige Gang zum Gottesdienst an jedem Sonntag ... Dort war Leben, wuseliges, rauhes, grobes, dreckiges, stinkendes zwar, aber Leben! In der Mansarde in ihrem Rücken dagegen herrschte Erstarrung. Jahre später erst wurde Regine klar, dass es das Wunder der heilen Welt war, das sie auf diesen Bauernhof projiziert hatte. Keine Bomben waren dort explodiert, keine Soldaten marodierend oder flüchtend durchgezogen ... Man kannte keinen Hunger, kein Elend, keine Drangsal. Das Leben war einfach weitergegangen. Ein Leben, nur vom Rhythmus der Jahreszeiten diktiert.

Ein gutes Jahrzehnt später heiratete Regine den Erben dieses Bauernhofes. Unter ihrer Regie hat er sich zum »Hotel Fronhof« verpuppt, gehäutet und zu einer neuen Daseinsform entfaltet.

Täglich gegen achtzehn Uhr zog sich Regine Zeidler in ihr kleines Büro zurück. Die Tür zum Flur war geschlossen; denn um diese Zeit war der Lärm aus der gegenüberliegenden Hotelküche lästig, auch wenn die scheppernden Töpfe, das Trommelfeuer eines hackenden Messers auf dem Holzbrett, das Aufbrausen von Flüssigkeit, wenn eine Soße abgelöscht wurde, ihr zufriedene Gelassenheit vermittelten. Die Tür zur Rezeption dagegen war leicht geöffnet, und so konnte sie das Kommen und Gehen im Empfangsraum unauffällig verfolgen.

Es gab nichts zu schreiben oder zu rechnen, auch nichts zu prüfen. Trotzdem folgte Regine jeden Abend diesem sich selbst auferlegten Zwang, eine Stunde am Schreibtisch zu verbringen. Ihr Unterbewusstsein registrierte die gedämpften Geräusche im hellhörigen Haus, ihre Hände spielten mit Zetteln, alten Briefen, Reklameblättchen, ordneten sie nach der Größe und vertauschten sie wieder nach einem anderen, eben erfundenen System.

Diese Gewohnheit war seit einiger Zeit von einer Sorge überschattet; denn nur fünf Zimmer und zwei Ferienwohnungen waren bis zum Wochenende belegt. Danach gab es nur eine einzige Neuanmeldung – die Suite für Regines Freundin Gabriele.

Regine biss auf der Unterlippe herum, seufzte. Nein, das sieht gar nicht gut aus, stellte sie nüchtern fest, blätterte im Terminkalender weiter. Im Juni war das Hotel von einer Hochzeitsgesellschaft für ein Wochenende gebucht, für Juli und August, der Schulferienzeit, hatten sich zwei Familien für jeweils vierzehn Tage angemeldet. Keine weitere Reservierung. Nichts! Die jährliche Werbekampagne in den Zeitungen Südhessens fiel Regine ein. In diesem Frühjahr hatte sie die Anzeigen unterlassen, weil der Laden doch lief ... Jetzt bereute sie die Knauserie. Unter der gesenkten Stirn schielte Regine zur Tür der Rezeption. Wenn Entlassungen nötig werden sollten, wäre Frau Hoffmann wohl die Erste. Eine »Empfangsdame« war ein echter Luxus.

Mit zwei Fingerspitzen wendete sie das rechte Blatt des Terminplaners um. Ja, für die darauf folgende Woche gibt es eine Buchung, dafür musste sie aber eigentlich nicht nachsehen. Giuntini. Romolo Giuntini. Regine Zeidler ließ das Blatt los. Mit einem zirpenden Ton glitt es an der Hornhaut des Daumens entlang, legte sich geschäftig über den Namen. Sie schmiegte die Wange in eine Handfläche, der Herzschlag wurde spürbar. Ja, genau so hatte er sich vor Jahren vorgestellt und hinzugefügt: »Verretreter fürre Eissemaschine, fürre schöne italienische Eisse. Eine gute Hotelle brauchen schönes italienisches gelati, Signora!« Inzwischen sprach Romolo Deutsch ganz flüssig.

Die Versuchung überfiel sie, hinauf ins Zimmer der Jungs zu laufen, wo sie jene 45er-Schallplatte zwischen den Märchen- und »Fünf-Freunde«-Platten und Michael-Jackson-Songs versteckt hat, auf der Silvana Mangano träge, lasziv den Song aus dem Film »Bitterer Reis« singt: Non dimenticare que t'ho voluto tanto bene ... Wie so oft schon würde sie sich in diesem muffigen Bubenzimmer an die Wand lehnen, lauschen, sich von Erinnerungen forttragen lassen, abtauchen in ihre geheime Parallelwelt.

Ciao, Bella ... tesoro ... senti il mio batticuore ... vieni quà, bellezza ... Seit ihrem

letzten Wiedersehen war schon wieder ein Vierteljahr vergangen. Sie sehnte sich nach Romolos rauer Stimme, die solche Sätze flüstert, die sie erst so nach und nach verstanden hat, wünschte sich in seine Arme, möchte den Kopf an seine Schulter sinken lassen. Sich schön finden, begehrenswert, sexy, weil ein Mann sagt, dass man es sei. Immer wieder.

Regine fuhr mit der flachen Hand über die beiden Seiten der laufenden Woche des Terminkalenders, wischte damit auch die Sehnsüchte fort. Am Samstag also Gabriele. Gabriele Pühringer. Hoffentlich finden noch andere Gäste bis dahin den Weg zum Fronhof, wenigstens einer! Aber Gabriele bleibt sowieso immer nur zwei, drei Tage, ermunterte sie sich. Nein, sie hoffte es inständig.

Ein Blick auf die Armbanduhr sagte ihr, dass es Zeit war, im »Spinnstübchen« die neu eingetroffenen Hotelgäste offiziell zu begrüßen – ein Brauch, der ihr immer viel Freude machte. Auf dem Weg dorthin musste sie den Empfangsraum durchqueren, und sie wird sich später oft an diesen Moment erinnern, in dem ihre Gedanken erstmals um Steffi Barthel kreisten.

Die hochschwängere junge Frau stand vor der Wand mit den Familienfotos der Zeidlers und den Kupferstichen aus alter Zeit. Bis zu diesem Augenblick war sie nur ein Name im Gästebuch gewesen – Steffi Barthel, Darmstadt. Auch der klapprige rote VW mit dem Darmstädter Kennzeichen, der, nur nebenbei registriert, gestern die Pappelallee heraufgetuckert war, fiel ihr wieder ein. Darmstadt? Regine fragte sich, wie Steffi Barthel wohl auf Hohenberg als Urlaubsort gekommen war. Für eine junge Frau, so ganz allein, ist es vermutlich eine ziemlich langweilige Kleinstadt. Doch, wer weiß, die Beschaulichkeit und Fachwerkromantik könnte für eine Schwangere genau richtig sein. Nun, sie würde deren Beweggründe schon noch in Erfahrung bringen.

Auf eine unerklärliche Weise war ihr die pummelige junge Frau unsympathisch. Lag es an der Kleidung, die ungebügelt, verschossen wirkte? Regine vermutete, dass alles irgendwann zu heiß gewaschen worden war. Das kastanienbraune, fettige Haar reichte weit über die molligen Schultern, und Regine kritisierte stumm, dass es gewaschen bestimmt ein Schmuck sein könnte. Sie befürchtete, dass das Hotelzimmer bald ebenso unordentlich wie die junge Frau selbst aussehen würde.

Während Regine unschlüssig stehen blieb, fiel ihr auf, dass die Schwangere von den Aufnahmen aus jüngster Zeit gefesselt war. Das war ungewöhnlich, denn im Allgemeinen waren die Gäste von den Jahrzehnte alten, sepiabraunen Fotos fasziniert. Sie wartete fast ungeduldig auf unvermeidliche Fragen, eine erstaunte oder bewundernde Bemerkung vielleicht, aber vergebens. Die Schwangere ignorierte sie, starrte die Fotos an, wandte sich mit einem Ruck ab und betrat, nach einem kurzen Rundblick auf die bereits Anwesenden, das »Spinnstübchen«.

Dann eben nicht, dachte Regine. Gäste stellen ohnehin alle dieselben Fragen. Fragen nach der Familie Zeidler, nach der Entwicklung vom Bauernhof zu einem Hotel.

Seit wann, wieso, warum.



Vierzehn Tage später stehe ich auf der Landstraße, starre zu den Fachwerkgebäuden des Hotels hinauf. Gegen Mittag sind wir, mein Baby und ich, aus der Hohenberger Klinik entlassen worden. Mein schlecht verheilender Kaiserschnitt und eine schlimme Gelbsucht meines Kindes haben den Aufenthalt dort ungewöhnlich lang werden lassen.

Der Entschluss, den Pappelweg hinaufzugehen, den Fronhof zu betreten, fällt mir schwer. Aber ich muss hinauf, schließlich brauche ich meinen Wagen. Staubig, übersät mit braunen Apfel- und Kastanienblüten und mit Taubenkot bekleckert wartet er auf dem Hotelparkplatz. Er ist das einzige Fahrzeug dort, das wundert mich.

Als habe sie mein Kommen beobachtet, taucht Regine im Hotelportal auf, hält inne, halb drin, halb draußen, mustert mich wortlos.

»Hallo! Ich möchte meine Rechnung bezahlen und mich verabschieden«, rufe ich ihr zu und bemühe mich um einen fröhlichen Tonfall.

Ihr Gesichtsausdruck ist voller Abwehr, als ich auf sie zugehe. Der meine wechselt von Wiedersehensfreude zu aufsässigem Trotz.

Endlich macht sie eine zustimmende Geste. Ich folge ihr an den Tresen der Rezeption.

»Es ist so still hier«, stelle ich irritiert fest.

»Ja, das Haus ist leer. Wir haben keine Gäste zur Zeit.« Sie blättert abwesend im Gästebuch, wühlt in einem Stapel Papiere. »Freie Zimmerauswahl, falls du noch bleiben willst!«

Sie sagt es ohne Nachdruck, ohne Lächeln und ohne den Blick zu heben. Eine gewisse Spannung meine ich dennoch in dem letzten Satz zu spüren. Wieder siegt mein Trotz, ich nehme die halbherzige Aufforderung sofort an. Ja, ich bleibe noch. Ihre stoische Miene verrät nicht, ob ihr meine Entscheidung gefällt. Ich bitte um mein altes Zimmer im Souterrain.

Eine Stunde später treffen wir uns wieder im Empfangsraum. Regines Starre hat sich gelöst, aber ich merke, dass sie es vermeidet, einen Blick auf die kleine Alma in der Tragetasche zu werfen. Als ich aus alter Gewohnheit vor der Zeidlerschen Fotogalerie inne halte, erinnert sie mich daran, dass ich damals, nach meiner Ankunft, genau so die Bilder angestarrt habe, gesteht, mit welcher Ungeduld sie auf eine Frage gewartet habe.

Seit wann, wieso, warum?

Eigentlich brennen mir ganz andere Fragen auf den Nägeln.

Nach einer Periode fast sommerlicher Hitze entlädt sich über Hohenberg ein Gewitter. Große Tropfen prasseln auf das Pflaster des Hofes. Windböen zerzausen die Krone der Kastanie, Blüten aus den zahllosen dunkelroten Kerzen wirbeln davon.

Das Hotel ist wirklich leer. Von Gabriele, Romolo und von Norbert Zeidler keine Spur. Auch das gehört zu meinen noch ungestellten Fragen.

Nun denn: Seit wann, wieso, warum.

Trotz der Dunkelheit, die das Gewitter mit sich bringt, knipst Regine die Beleuchtung nicht an. In ihrem verschatteten Gesicht kann ich verfolgen, wie

sie die Vergangenheit ganz allmählich, zunächst trocken und nüchtern, dann immer lebhafter, farbiger vor uns ausbreitet.

»Angefangen hat es mit den Fernfahrern.«

Als der Fronhof noch ein blühender, wohlhabender Bauernhof war, also vor gut hundert Jahren, nächtigten die Knechte in einem Raum über dem Schafstall. Die Mägde dagegen durften im Wohnhaus schlafen, zu zweit in Kammern, die gerade groß genug waren für ein gemeinsames Bett, einen Stuhl, ein Metallgestell mit Krug und Waschschüssel. Drei Haken an der Wand ersetzten den Kleiderschrank, und das Plumpsklo stand hinterm Haus.

Als Regine vor gut einem Vierteljahrhundert als Norbert Zeidlers Ehefrau in den Fronhof einzog, gab es schon lange keine Dienstboten mehr. Die Eheleute Konrad und Bertha Zeidler, Sohn Norbert, Tochter Hildegard und die Großmutter Marie bewältigten gemeinsam den Hof. Vom Gesinde lebte nur noch der ehemalige Großknecht im Fronhof. Siebenundsiebzig Jahre alt, gichtgeplagt, erhielt er sein Gnadenbrot als Mädchen für alles, hauste als letzter über dem schon lange leeren Schafstall, saß bei den Mahlzeiten dennoch als Zeichen seines ehemaligen Ranges am Kopfende des Tisches neben dem Bauern. Bei größeren Aktionen wie Dreschen, Ernteeinfahren oder Schlachten unterstützten sich die Bauern gegenseitig, und nach der Ansiedlung Vertriebener aus Nordböhmen standen ihnen zumindest eine Zeit lang fleißige Hilfsarbeiter zur Seite. Als Arbeitskraft war auch Regine willkommen, ihr Status »Flüchtling« dagegen ein ewiger Makel.

Die stolze Fassade des Fronhofs, hinter der sich ein inzwischen unrentabler landwirtschaftlicher Betrieb verbarg, durchschaute Regine sehr bald. Trotzdem war sie nicht frustriert von diesem langgestreckten, düsteren Wohnhaus mit seinen dünnen Wänden aus Lehm und Stroh, in dem nur die Wohnküche und die Schlafräume benutzt wurden, auch nicht vom leeren Schafstall, in dem im Herbst der Wind heulte, nicht von der Scheune, die so viel mehr fassen konnte, als der Fronhof in den sechziger Jahren erntete. Sie fütterte ohne Murren die sanftmütigen Kühe und die Schweine, deren Gerüche allgegenwärtig waren. Nur manchmal, wenn es die Zeit erlaubte und niemand sie suchte, schlich sie im Haupthaus durch die unbewohnten Zimmerfluchten im ersten und zweiten Stock, die mit den Möbeln verblichener Fronherren vollgestopft waren, störte sich nicht an den Spinnweben und der staubigen Luft.

»Zunächst habe ich mir vorgestellt, das alles von Grund auf umzugestalten. Natürlich so, wie ich es von meinem Elternhaus in Karlsbad noch schemenhaft vor mir gesehen habe: Eleganz, Noblesse ... Aber allmählich hat sich die Vision gewandelt, ich habe ein Gefühl für den Stil, die Besonderheit dieses gediegenen hessischen Hofes entwickelt. Vor meinem inneren Auge ist etwas entstanden, wurde immer konkreter, bis ich es in Worte gefasst und meinen Mann bestürmt habe: Es ist an der Zeit, aus dem Hof, diesem riesigen Anwesen, etwas zu machen! Eine Pension oder ein Hotel!«

Gut drei Jahre vergingen voller hitziger Debatten, meistens mit gedämpften Stimmen im Ehebett. Oft zog Regine das klumpige Plumeau über ihre Köpfe, um vor den gespitzten Ohren der Schwiegermutter im Nebenzimmer sicher zu

sein. Aber Norbert scheute die Aussprache mit seinen Eltern, die unweigerlich zum Streit führen würde. Vor allem aber passte es ihm nicht, dass es Regine wage, solche Planspiele mit dem Fronhof zu betreiben. Damit hatte er nicht gerechnet. Es machte ihn bockig, und er ließ Regine spüren, dass er von ihr Anpassung erwartete. Eine Anpassung, die ihm selbstverständlich war; denn für Norbert war sein Vater der Herr, dem er untertan war, solange er seine Füße unter dessen Tisch stellte. Diese Haltung sollte gefälligst auch seine Ehefrau einnehmen. Es war die simple bäuerliche Hierarchie.

»Ehrlich gesagt, anfangs habe ich auch gekuscht und gebuckelt«, gesteht Regine mit einem Schmunzeln. »Die Rolle des mittellosen Flüchtlingsmädchens hatte ich längst verinnerlicht, die beflissene Heimatvertriebene zu spielen war meine zweite Natur geworden. Insbesondere gegenüber meinen selbstbewussten Schwiegereltern! Als junge Ehefrau habe ich mich angestrengt, der Schwiegermutter gefällig zu sein, den Schwiegervater mit Fleiß und Einsatz für mich zu gewinnen. Und Norbert wollte ich mit Sanftmut beeindrucken. Doch die Distanz zwischen mir und den Schwiegereltern ist unverändert geblieben. Eines Tages, ganz spontan, als Norberts Mutter mein demütiges Gesäusel wieder einmal nur mit einem verächtlichen Gekicher beantwortet hat, zog ich einen Schlusstrich, habe geübt und gelernt, mich durchzusetzen.«

Ja, nach zahllosen Diskussionen war Norberts Widerstand gegen Zimmervermietungen zermürbt. Er war bereit, einen ganz kleinen Anfang zu wagen. Hatten sie Erfolg, würden die Eltern sich damit abfinden, so hoffte er.

»Wie kleinmütig, ja, feige er als junger Mann war«, urteilt Regine nachsichtig. »Und wie stolz ist er heute auf alles.«

Etwas beklommen hatte das junge Paar im hinteren Bereich des Haupthauses, der einen eigenen Eingang hatte, zwei dieser verrotteten Mägdekammern geweißelt, Matratzen und Federbetten besorgt. Die alten Zeidlers beobachteten alles schweigend, abwartend. Regine verteilte an der Tankstelle vor der nächsten Autobahnabfahrt Zettel mit der Ankündigung, dass man im Fronhof neuerdings sehr einfach, aber besonders preisgünstig übernachten könne. Das Interesse war sofort da, denn Hohenberg lag für Fernfahrer günstig zwischen Süd- und Norddeutschland, um die Fahrt für eine Nacht zu unterbrechen, und die Zimmer waren zudem etwas bequemer als ihre Kojen im Lastwagen.

Regines Blick wandert zu der Wand hinüber, an der zwei Sicheln und ein Ährenbusch dekorativ an die bäuerliche Vergangenheit des Fronhofs erinnern.

»Die Sicheln da, die haben eine besondere Geschichte«, verrät sie.

Die ersten Fernfahrer hatten bereits im Haus übernachtet, als Regine mit ihrem Schwiegervater im Keller zusammentraf. Er trat ihr in den Weg. »Was soll des wer'n mit dene Männern im Haus?«, wollte er wissen, die tiefe Stimme noch ganz ruhig. »Wir vermieten jetzt«, verkündete Regine, ebenfalls ruhig. »An Fernfahrer, Vertreter, Durchreisende. Sie zahlen gut für die Besenkammern.« Der Bauer schob seinen verschwitzten Hut in den Nacken und legte den Kopf zurück. Er war blass, wie immer vor einem Wutausbruch. Sein dicker Adamsapfel rutschte hinter der schlecht rasierten Haut des Halses auf und nieder. »So, vermiete tuste. An Fernfahrer!« Jetzt klang er schon höhnisch. Seine Stimme

schnappte über, er musste sich räuspern. »Aha! Brauchst noch'n paar Hähne in dei'm Stall, was? Langt dir der eine net?!« Er kam einen Schritt näher, suchte Regines Blick unter ihrer kampflustig gesenkten Stirn. »Holst dir fremde Böck', weil dir mein Sohn net langt, was? Willst Schand' bringen übern Fronhof?« Seine Hand fing an, an den Knöpfen seiner Cordhose zu nesteln. »Brauchst noch mehr zwischen die Bein'? Kannste haben! Dann bleibt's wenigstens inner Familie, was? Dich krieg' ich noch klein, du hergelaufene Sau! Dich krieg ich klein! Gleich hier!« Regine war mit einem Satz an der Wand, wo die Sichel an Nägeln hingen, riss eine an sich, umfasste den Stiel mit beiden Händen und die Spitze des krummen Blattes zeigte auf den Bauch des Schwiegervaters. »Einen Schritt weiter, Bauer, und du bespringst keine mehr! Auch nicht deine Sau im Schweinestall!« Sie drohte keuchend, giftig, zwischen fast geschlossenen Zähnen. Minutenlang standen sie im Kellergang mit blutleeren Lippen vor einander, nur die Sichel schwang hin und her, als stünde Regine mitten im Anger, und der Schweiß brach ihr aus am ganzen Körper, als arbeite sie in der brütenden Mittagssonne. Endlich wandte sich der Bauer ab, spuckte einen grünen Rotzklumpen auf den Boden, trollte sich.

Regine steht auf, fährt mit dem Zeigefinger sachte über die staubige Klinge der Sichel, zerstört ein Spinnennetz, das sich zwischen ihr und den Ähren eingensistet hat.

»Das war eine der wenigen Auseinandersetzungen, die im Fronhof zwischen Alt und Jung, zwischen den Eltern und uns, Aug' in Auge, verbal vor allem, ausgetragen worden ist. Im allgemeinen war das große, düstere Haus angefüllt mit zornigem Schweigen. – Inzwischen weiß ich ja, dass mein Schwiegervater nicht nur wegen mir, dem ›Flüchtlingsmädchen‹, mit dem Schicksal gehadert hat. Er hat sich bestimmt auch persönlich schuldig gefühlt am Niedergang des Fronhofs. Das Bargeld, das ich ihm durch die Vermietungen jeden Monat auf den Schreibtisch zählen konnte, hat seinen Widerstand allmählich schmelzen lassen. Den Fronherrn in ihm hat es aber arg gewurmt.«

Ihr entschiedenes Auftreten im Fronhof, die klare Formulierung ihrer Zukunftspläne war für den herrischen Mann eine ungewohnte Herausforderung. Seine Frau Bertha fügte sich ihm still, aber wendig und berechnend. Ihre seltenen, von einem schmalen Lächeln begleiteten Kommentare waren fast immer herabsetzend, misstrauisch gegen alles und jeden. Zu konstruktiven Beiträgen war Bertha Zeidler nicht fähig.

Regine schweigt eine Weile, resümiert dann leise: »Ja, von da an hat er mich respektiert, der alte Bauer, immerhin respektiert. Zwischen dem Alten und mir ist allmählich ein geheimer Pakt entstanden, der nicht viel Worte brauchte. Womöglich hat er mich sogar gern gehabt. Aber das hätte er nie gezeigt. Glaube mir, es war ein dorniger Weg.«

Sie beugt sich vor, betrachtet mein Baby erstmals ausgiebig. Ihre Fingerspitzen fahren zart über die Wange des Kindes, über das Haar, das sich oben zu einem Hahnenkamm aufgerichtet hat. Doch mitten in der Bewegung hält sie inne, zieht ihre Hand fast erschrocken zurück. Sie streift mich mit einem Seitenblick, kehrt zum Ausgangspunkt unserer Unterhaltung zurück.



»Ja, diese Fotos da an der Wand, die Norbert ausgesucht hat, zeigen deutlich, was ich im Fronhof für eine Rolle gespielt habe. Keine! – Schau hin: Ich tauche nur als Braut auf, das war's. Gar nicht zu reden von meiner Familie ...«

